

Rezension „Spenderkinder“ von Oelsner/Lehmkuhl

Die Autoren Wolfgang Oelsner und Gerd Lehmkuhl, als Kinderanalytiker bzw. Psychologe tätig, führen zunächst in die Thematik ein und zeichnen die Entwicklung der Reproduktionsmedizin nach. Wurde in den 1980er Jahren noch von Retortenbabys und „Enteignung der Mutterschaft“ gesprochen, hat sich heute ein selbstverständlicher Umgang mit reproduktionstechnologischer Machbarkeit entwickelt. In diesem Zusammenhang kritisieren die Autoren die widersprüchliche Haltung, dass vor der Zeugung der Samenspender hinsichtlich Gesundheit, Aussehen und möglicherweise auch Bildung genauestens unter die Lupe genommen wird, nach Eintritt der Schwangerschaft aber genau diese 50 Prozent des genetischen Anteils möglichst sofort vergessen werden sollen. Auch wird deutlich, dass zwischen dem Anspruch auf Kenntnis der eigenen Abstammung, wie bereits 1989 entschieden und u.a. 2013 in einem viel diskutierten Urteil bestätigt, und dem Recht des Spenders auf Anonymität und Schutz vor Unterhaltsforderungen eine schwierige rechtliche Herausforderung herrscht.

Nun stehen Oelsner und Lehmkuhl am Ende ihrer Berufstätigkeit an der Uniklinik Köln und geben im Buch gerne zu, dass sie „mit Vorstellungen von Zeugungs- und Kindschaftsverhältnissen aufgewachsen sind, die umgangssprachlich „natürlich“ oder „normal“ genannt werden“. Die beiden Autoren betonen dennoch, dass sie „natürlicher“ und „künstlicher“ Befruchtung gleichermaßen wertfrei gegenüberstünden. Leider durchzieht das gesamte Buch jedoch eine deutliche Wertung. Zwischen den Zeilen lässt sich eine stark konservative Grundhaltung erkennen. Es kommen nur Spenderkinder zu Wort, die frühestens mit zehn Jahren, meist aber erst als Erwachsene über ihre Entstehungsgeschichte aufgeklärt wurden und dementsprechend mehr oder weniger traumatisiert sind. Aus dieser sehr eingeschränkten Personengruppe, die alle im Verein „Spenderkinder“ organisiert sind, einen Wahrheitsanspruch abzuleiten und allgemeingültige Aussagen über alle Spenderkinder abzuleiten bzw. „zentrale Fragen und Antworten“ für alle anzubieten, die über Familiengründung per Samenspende nachdenken, scheint mir unlauter.

Nach der Einleitung werden uns Fallskizzen vorgestellt, die auf Interviews mit zehn Spenderkindern zwischen 18 und 45 Jahren basieren. Wir bekommen Einblicke in Familien, bei denen das Elternpaar die traumatisierende Erfahrung des unerfüllten

Kinderwunsches und die Unfruchtbarkeit des Mannes bewältigen musste und dies zum Teil nur unzureichend verarbeiten konnte oder wollte. Die jeweiligen Elternteile werden sehr schablonenhaft gezeichnet. Die Mütter allzu oft extrem dominant, die Väter nicht in der Lage, ihre Zeugungsunfähigkeit zu thematisieren. Auch fällt der Satz: „An das Kind haben wir damals nicht gedacht“. Beim Lesen der einzelnen Fallbeispiele erscheint die Familienatmosphäre häufig bedrückend, das Familiengeheimnis steht zwischen Eltern und Kindern. Häufig taucht bei den Interviewten die Vertauschungsfantasie auf: Ich fühle mich fremd, vielleicht bin ich im Krankenhaus ja vertauscht worden – eine Frage, die sich viele Jugendliche stellen, weil ein Sich-Fremdfühlen zur Pubertät und zur Abgrenzung von den Eltern dazugehört. Aus allen Konflikten folgern die Autoren ein „Ich hab’s ja schon immer gewusst“ für die Kinder, um im nächsten Moment wieder zu beschwichtigen und davor zu warnen, alle alterstypischen Kämpfe auf die Nicht-Aufklärung zu schieben – ein andauerndes Hin und Her, das den Spenderkindern nicht gerecht wird. Die Spenderkinder sind wütend und traurig, dass sie keinen Kontakt zum Spender aufnehmen können, manche fühlen sich wurzel- und heimatlos. Sie werfen ihren Eltern vor, nur an sich gedacht zu haben. Und das ist auch nicht verwunderlich, denn Kinder nicht oder erst im Jugendlichen- oder Erwachsenenalter über ihre Entstehungsgeschichte und die komplette Anonymität des Spenders aufzuklären nimmt ihnen die Möglichkeit, mit diesem Wissen groß zu werden. Wie anders wäre möglicherweise das Aufwachsen als Spenderkind verlaufen, wäre das Geschenk, was ja eine Spende ist, von Anfang an Gesprächsthema innerhalb der Familie gewesen. Dann hätten die Eltern auch die Chance nutzen können, dem Kind von Beginn an die gesellschaftlichen sowie die rechtlichen Zusammenhänge zu erklären, die damals zwangsweise dazu führten, dass Spender anonym bleiben wollten und mussten. Es geht mir hier also nicht darum, das Erleben und die Gefühle der Spenderkinder, die im Verein „Spenderkinder“ organisiert sind, klein zu reden oder gar nicht anzuerkennen – im Gegenteil, ich finde diese Zeugnisse sehr wichtig, zeigen sie doch, welche traumatisierende Auswirkungen eine Tabuisierung existenzieller Themen bewirkt und welche Folgen eine komplett unzureichende und unpassende gesetzliche Ausgangslage haben kann, wenn es um Unfruchtbarkeit und assistierte Reproduktion geht. Mittlerweile gibt es auf beiden Ebenen Fortschritte. Eltern werden jedoch niemals von der Verantwortung entbunden, ihre Kinder über ihre Entstehung aufzuklären.

Ich selbst habe für ein Buch mit dem Titel „Und was sagen die Kinder dazu? Zehn Jahre später“ (zus. mit Uli Streib-Brzic, Querverlag 2015) Interviews mit 34 Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aus Regenbogenfamilien geführt. Als Expertin für Regenbogenfamilien, die sehr viele Töchter und Söhne aus geplant lesbischen Familien kennt, die ihre Entstehung einer Samenspende verdanken – hat mich das Buch von Oelsner und Lehmkuhl enttäuscht, sind doch Regenbogenfamilien überhaupt nicht vertreten. Damit ist eine Chance vertan, zu zeigen, dass Aufklärung von Anfang an der Dreh- und Angelpunkt dafür ist, die besondere Familiengeschichte in das eigene Aufwachsen zu integrieren. Lesbische Eltern müssen ihren Kindern diesbezüglich Vieles erklären, und darin liegt auch eine gesellschaftliche Chance, denn jede Thematisierung trägt dazu bei, Familiengründungen mittels Samenspende zu enttabuisieren.

Der Titel des Buches „Spenderkinder“ beansprucht eine Vielfalt, die auf 240 Seiten in keiner Weise eingelöst wird.

Ein wirklich umfassendes, auch auf Fakten gründendes Buch hätte den unterschiedlichsten Töchtern und Söhnen aus Familien - heterosexuellen wie homosexuellen - eine Stimme gegeben und damit viel deutlicher darauf hingewiesen, dass der grundsätzliche Schlüssel für das gelingende Aufwachsen eines Kindes darin liegt, dass Eltern eine harmonische Paarbeziehung auf Augenhöhe leben und für das Kind ein kontinuierlicher Bezugsrahmen gegeben ist, in dem es geliebt und umsorgt wird. Familiengeheimnisse und -lügen passen nicht dazu.

Es ist mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass es sehr wohl Töchter und Söhne gibt, die aus anonymen Samenspenden entstanden und nicht traumatisiert sind und die ihren Eltern keinen Egoismus vorwerfen. Die mit dem Wissen aufwachsen, dass sie ihren Spender nicht kontaktieren können. Die vielleicht neugierig sind oder sich gar nicht für ihn interessieren, die es möglicherweise auch schade finden, doch die in Frieden mit der Situation und mit ihrer Familie sind. Ich hätte mir gewünscht, dass im Buch „Spenderkinder“ auch solche Stimmen einen Raum bekommen hätten.

Stephanie Gerlach